

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 44

Sonntag, den 31. Oktober

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

III.

Ein blaugrauer Himmel spannt sich über die Erde aus. Es regnet andauernd schon seit Tagen. Das gemeinschaftliche Frühstück

ist soeben beendet, Marianne hat sich erhoben, um in gewohnter Weise ihrer hausfraulichen Tätigkeit nachzugehen. Ruhiges, stolzes Selbstbewußtsein liegt in Haltung und Mienen, unnahbare Kälte spricht aus ihren Blicken. Herbert betrachtet sein Weib mit gerunzelter Stirn. „Wie ist es nur möglich, daß wenige Tage eine solche Umänderung in ihrem Wesen hervorbringen können?“ denkt er seufzend. Mehr als einmal hat er den Versuch gemacht, die frühere freundschaftliche Herzlichkeit wieder herzustellen, aber Marianne hat nur einen kühl verwunderten Blick für all sein Bemühungen. Da hat er sich seufzend in sein Schicksal gefügt, es scheint ihm ja auch nur gerecht, daß er büßen muß für das, was er verschuldet. Er hätte ihre Unerfahrenheit, ihr Vertrauen nicht ausnützen dürfen.

Seine Mutter hat ihn geraten, vorläufig den Dingen ihren Lauf zu lassen, am Geschehenen sei nichts mehr zu ändern. Marianne besitze eine edle, vornehme Natur, zudem aber auch viel gefunden, vernünftigen Sinn; sie werde sich mit der Zeit schon wieder zu ihm hinfinden. Daß es nur ein Trost sein sollte, was die Mutter sprach, hat Herbert wohl empfunden, aber er klammert sich dennoch fast verzweiflungsvoll an ihre Worte. Ein Leben, wie er es jetzt führen muß, scheint ihm unerträglich. Das unburchbringliche, steinerne Gesicht seiner Frau bringt ihn oft fast von Sinnen. Zudem muß er Konstanzen spitz Redensarten und ihr molantes Lächeln ertragen. Sie freut sich offenbar, daß das Verhältnis zu Marianne sich so unglücklich gestaltet. Mehr als einmal schon hat er sich bei dem Gedanken ertappt: „Wie hast du nur glauben können, dieses dämonische, leidenschaftliche Mädchen zu lieben“, aber dennoch, wenn sie ihn mit ihren schwarzen Feuer Augen anblickt, die stets aussehen, als stände eine Welt hinter ihnen in Flammen, so spürte er wieder etwas von der alten Macht, die sie über ihn besaßen, und er bildete sich ein, Marianne zu hassen, um ihres Vaters willen, der ihn gezwungen, die ungeliebte Frau an sich zu heften.

Aus dem Nebenzimmer klingt Mariannens ruhige, kühle Stimme störend in die Träume des einsam noch am Frühstückstisch sitzenden Mannes. Er legt die Zeitungen, die ihm der Diener vorhin gebracht, mechanisch zusammen, ohne auch nur eine Zeile darin wirklich gelesen zu haben, dann geht auch er hinaus. Im Hofe findet er Konstanze im Regenmantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, zum Ausreiten gerüstet. Eben hilft ihr der Knecht in den Sattel. Und leicht mit der Reitpeitsche grüßend, will sie an Herbert vorbeireiten, doch dieser hält ihr Pferd an.

„Konstanze, wohin um alles in in der Welt, willst du denn bei diesem Wetter?“

„Ausreiten will ich, wie du siehst!“ erwidert sie lakonisch.

„Bitte, gib mein Pferd frei. Ich habe es satt, den ganzen Tag hier zwischen vier Wänden eingesperrt zu sitzen, keine einzige Gesellschaft, als die ewig Moral predigende Tante Hilde, oder meine eigenen auch keineswegs erbaulichen Gedanken.“

Herbert runzelt die Stirn. Er weiß ja lange, daß sie es ihm zum Vorwurf macht, daß sie in diesem Sommer keine vornehmen Bäder besuchen kann. Aber es ist ihm widerwärtig, vom Hofesgeld mehr anzunehmen, als geradezu notwendig ist, zumal jetzt, wo sich sein Verhältnis zu Marianne so gespannt gestaltet.

„Mache mir doch nicht immer wieder denselben Vorwurf, Konstanze! Bin ich etwa besser daran, als du? Muß ich nicht auch hier aushalten?“

Sie lacht frivol und spottend.

„O ja, du mit deiner reizenden, jungen Frau, da liegt die Sache auch ganz anders. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!“ heißt es doch irgendwo, da wird auch euch im süßen Liebeständel die Zeit nicht lang werden.“

Herbert wird blaß, die Hand, die den Zaum des Pferdes hielt, zuckt zurück.

„Konstanze, was soll der Hohn zu all meinem Elend!“ preßt er mühsam zwischen den Zähnen hervor.

Das schöne Mädchen aber lacht unbändig laut in frivolem Spott, und dem freigeordneten Gaul mit der Reitpeitsche einen kräftigen Schlag versendend, sprengt sie zum Hoftor hinaus. Finster blickt Herbert ihr nach, ein bitterer Zug gräbt sich um seinen Mund. Mit langsamem, schwerem Schritt geht er zur Mutter hinüber.

Baronin Strehlen sitzt wie fast immer am Fenster ihres Wohnzimmers, die Hände müßig im Schoß gefaltet. Die alte Kammerfrau hat ihr ein wenig vorgelesen. Konstanze hat ja weder Lust noch Ruhe zu solchem Liebesdienst. Die Baronin



Die Kirche des Dorfes Bevelaere bei Hgern.

an die hängt. Die Liebe zu dir ist wenigstens noch ein schwacher Faden, der sie an Marriten bindet, vielleicht vermagst du es

„Ja nun! wißt ihr nichts mehr? Ihr seid ja so fromm und
pflöghen. Gabe ich euch so auseinandergebracht mit meinem
pflöghen Erscheinen, oder habt ihr den Faden eurer doch gewiß
interessanten Unterhaltung verloren und wißt nicht, wo ihr wieder
anknüpfen sollt. Soll ich euch ein wenig auf die Sprünge helfen?“

Sie lacht wieder laut und abstoßend; eine Art, die ihrem sonst so fühlen vornehmen Wesen gar nicht eigen war, dann fährt sie, als keine Antwort erfolgt, spottend fort:

„Uebrigens, deine liebe Frau, Herbert, scheint eine noch größere Narrin zu sein als ich. Ich sah sie im Gummimantel und den Federstiefeln zum Dorf hinstapfen. Eine merkwürdige Erscheinung."

würdige Idee, selbst im Schlamm herumzuwaten. Ich habe das meinen Gaul besorgen lassen, aber natürlich, der Plebs hat ja andere Passionen."

„Konstanze, ich bitte dich, laß
solch törichte Rederei!“ bittet die
Baronin. „Siehst du nicht, wie
Herbert leidet, hast du denn gar
kein Herz für ihn?“

„Hat er ein Herz für mich?
Fragt er danach, daß ich leide?
Aber er hat sich verrechnet, wenn
er glaubt, ich sei ein geduldiges
Opferlamm, das taglos seinen
Kopf für ihn auf den Richtblod
legt. Leiden soll er, wie ich ge-
litten, alle Qualen einer ver-
ratenen Liebe austosten!“

Herbert hat sich zu Konstanze
gewendet, fest blickt er in ihr
leidenschaftlich erregtes Gesicht.



„Konstanze, quäle mich soviel du willst, ich will alles ertragen ohne mit einer Wimper zu zucken mein Weib aber lasse in Ruhe Sie steht in ihrer edlen Reinheit und Seelengröße tausendmal höher als wir. Nicht der Adel des Stammes macht die Würde des Menschen aus, sondern der Seelen adel, und den besitzt Marianne in viel reicherm Maße als wir die wir doch glauben, ihr durch



Stellung und Geburt weit überlegen zu sein."

Konstanze ist aufgesprungen ganz dicht tritt sie vor Herbert hin, ihre schwarzen Augen sprühen Feuer und Flammen.

"Herbert, was ist jene Frau dir, daß du sie so warm verteidigst?"

"Was sie mir ist, Konstanze Sie ist mein Weib, besagen diese Worte dir nicht alles?"

Fest blüht er in die dunklen Augen minutenlang bohren sie

starken Blick, das Bewußtsein, recht zu handeln, wappnet ihn mit überlegener Ruhe. Konjanzte aber fühlt, daß sie die Herrschaft über Gerhart verloren und diese Gewisheit treibt ihr das Blut

in starkem Strom zum Herzen. Erblickend sucht sie nach einem Halt, denn ihre Knie zittern, und ein Nebel legt sich vor ihre Augen. Doch als Herbert, ihre plötzliche Schwäche gewahrend, sie stützen will, zwingt sie mit übermenschlicher Anstrengung ihn Schwäche nieder. Er soll sie nicht klein sehen, er nicht, der sie

„Herbert, diese Worte sollst du bereuen. Von dieser Stunde an hasse ich das Weib, das mir deine Liebe gestohlen hat. Mö sie sich hüten!“

Mit festen Schritten verläßt sie das Zimmer. Herbert wandte sich an die wie zu Stein erstarrte Mutter.

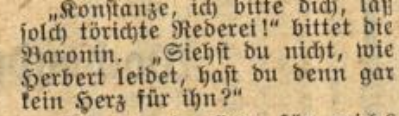
„Mutter, Sorge dich nicht um Konstanzens Worte, treffen mich nicht. Jetzt erst weiß ich, welch ein Tor ich war zu glauben, ich könne in der Liebe dieses Mädche

glücklich sein. Sie kennt ja gar nicht die rechte Liebe, aufopfernde, alles hingebende Liebe. Sie wird an ihr Liebe nicht zu Grunde gehen, denn nicht ihr Herz ist v

wundet, sondern nur ihr Stolz. Das beste wäre es Konstanze fortzuschicken, aber wohin soll sie gehen? Es wird streht mir, sie in einer abhängigen Stellung zu sehen, es wird

Arme Mutter, du wirst am meisten unter Konstanzens Hektik zu leiden haben!"

1871



„Hat er ein Herz für mich? Fragt er danach, daß ich leide? Aber er hat sich verrechnet, wenn er glaubt, ich sei ein geduldiges Opferlamm, das taglos seinen Kopf für ihn auf den Richtbloß legt. Leiden soll er, wie ich gelitten, alle Qualen einer ver-ratenen Liebe austosten!“

Herbert hat sich zu Konstanz gewendet, fest blickt er in ihr leidenschaftlich erregtes Gesicht.

„Konstanze, quäle mich soviel du willst, ich will alles ertragen ohne mit einer Wimper zu zucken mein Reich aber lasse in Ruhe.“

„Sie steht in ihrer edlen Reinheit und Seelengröße tausendmal höher als wir. Nicht der Adel des Stammes macht die Würde des Menschen aus, sondern der Seelenadel, und den besitzt Marianne in viel reicherm Maße als wir, die wir doch glauben, ihr durch Stellung und Geburt weit überlegen zu sein.“

Konstanze ist aufgesprungen
ganz dicht tritt sie vor Herber
hin, ihre schwarzen Augen sprühen
Feuer und Flammen.

"Herbert, was ist jene Frau
dir, daß du sie so warm ver-
teidigst?"

„Was sie mir ist, Konstanze
Sie ist mein Weib, besagen diese
Worte dir nicht alles?“

Fest blickt er in die dunklen Augen, minutenlang bohren sie beider Blicke ineinander. — Doch

Herbert senkt das stolze Auge nicht
vor ihrem bezwingenden, willens-
ein, recht zu handeln, wappnet ih-

stanz aber fühlt, daß sie die Herrschaft
diese Gewißheit treibt ihr das Bl
en. Erblichend sucht sie nach eine

n, und ein Rebel legt sich vor ihr
ihre plötzliche Schwäche gewahren
mit übermenschlicher Anstrengung ih

ollst du bereuen. Von dieser Stun

verläßt sie das Zimmer. Herbe

Stein erstarrte Mutter.
nicht um Konstanzens Worte,
erst weiß ich, welch ein Thor

ne in der Liebe dieses Wabthe
ja gar nicht die rechte Liebe,
ende Liebe. Sie wird an ih

Stolz. Das beste wäre es
aber wohin soll sie gehen? Es wird

gängigen Stellung zu leben, es soll
allein ins Leben hinausgehen zu lass
t meisten unter Konstanzen's Bestig

„Ich freue mich, Mutter, daß Marianne mit solcher Liebe an dir hängt. Die Liebe zu dir ist wenigstens noch ein schwacher Faden, der sie an Marktitten bindet, vielleicht vermagst du es, ihn weiter zu spinnen, daß er auch wieder bis zu mir hinüberreicht. Doch ich habe noch so vieles zu ordnen, Mutter, ich muß mich verabschieden, denn ich möchte die Essensstunde nicht veräumen.“

Er küßt seiner Mutter die Hand, dann geht er hinaus.

Endlich haben die Regentage aufgehört, vom blauen Himmel lacht wieder die strahlende Sonne. Auf Marktitten ist man bei der Heuernte. Herbert ist unermüdblich tätig. Die geregelte Tätigkeit und körperliche Anstrengung gibt ihm einigermaßen das Gleichgewicht seiner Seele wieder. In der engsten Nachbarschaft hat Herbert mit Marianne Besuch gemacht, die weitere Geselligkeit wird für den Winter aufgespart. In den Kreisen des Landadels ist man auch stolz auf das blaue Blut. Man nimmt daher Marianne nicht mit offenen Armen auf, aber man ist doch vernünftig genug, nicht hochmütig auf sie herabzusehen. Auf Buchen, dem nächsten Nachbargute, tut man noch ein Uebrigcs! Die Familie des Freiherrn Dagobert von Destow zeigt sich sehr herzlich und liebenswürdig Marianne gegenüber.

„Sie müssen recht oft zu uns kommen, liebe, gnädige Frau!“ schmeichelt die junge Gretchen von Destow. Sie ist ein liebes, warmherziges Kind, schwärmt für die schöne, blasse Frau, von der sie schon so viel gehört, und nimmt sich fest vor, stets für sie einzutreten. Marianne lächelt bei Gretchen's beredten Worten, aber sie tun ihrem Herzen unendlich wohl. Auch Gretchen's Bruder, Baron Dagobert sowohl als seine Mutter fühlen sich zu der jungen Frau sympathisch hingezogen. Als Marianne neben dem Gatten wieder im Wagen sitzt, ist der Ausdruck froher Herzlichkeit aus ihren Zügen verschwunden; ruhig und kühl beantwortet sie seine Fragen, wie sie sich in Buchen unterhalten habe. Dann schweigen beide, und Herbert fragt sich wohl zum hundertsten Male, ob in diesen jetzt so stillen, braunen Augen wohl jemals wieder die flimmernden Goldfunken der Freude erscheinen würden. Und doch ist Marianne weder hart noch bitter geworden durch das Leid, das sie getroffen, nur ganz still, ganz wunschlos. Freude und Leid, diese beiden elementaren Geistesgewalten, vermögen ja in der Seele des Menschen eine große Wandlung zu vollziehen, aber während der kleine, niedere Charakter bitter und hart wird, geht der wahrhaft große und edle Charakter aus dem Feuer des Leides rein und geläutert hervor. Mariannens goldenes Herz ist dasselbe geblieben, ihre reiche Liebe, die dem Gatten gehören sollte, hat sie den Armen und Dürftigen geschenkt. Sie ist eben eine echte, großzügige Frauennatur. — Liebe, viel Liebe zu geben ist ihr Bedürfnis. Mit der Mutter Herberts unterhält sie regen Verkehr, Konstanze trifft sie nur selten. Im Anfange zwar war sie auch der Baronin kühl und zurückhaltend gegenüber getreten, aber vor der herzgewinnenden Güte der alten Dame schmilzt das Eis, das sich um Mariannens Herz gebildet. Als die lieben, weichen Hände ihre Wangen streicheln, als sie in das gute, treue Mutterauge schaut, da birgt sie ihr tränenüberströmtes Gesicht an der Mutter Brust.

„Marianne, mein armes Kind, ich weiß ja, wie weh man deinem arglosen, vertrauenden Herzen getan! Laß mich an dir gut machen, was andere gesündigt. Du bist meines Sohnes Weib, wenn auch jetzt ein Schatten zwischen euch getreten ist, der euch die Sonne eurer jungen Ehe verhillt. Raube mir alten Frau die Hoffnung nicht, daß doch noch alles gut werden kann.“

Marianne preßt die Lippen aufeinander. Deutlich kann sie nicht, aber sie mag auch der alten Frau die Illusion von Glück und Liebe nicht rauben. Für sich selbst hat sie keine Illusionen mehr, sie hat mit dem Glücke abgeschlossen. Nur die getreue Pflichterfüllung wird fortan ihr Leben ausfüllen.

Auf Marktitten wird nach ländlicher Sitte das Mittagessen um ein Uhr eingenommen. Es ist ein heißer Mittsommerstag, Herbert ist den ganzen Morgen draußen angestrengt tätig gewesen. Auch er sieht nicht mehr so froh und sorglos aus wie einst, aber der ernste, etwas melancholische Zug steht seinem schmalen, bronzefarbenen Gesicht gut. Die Unterhaltung bei Tisch dreht sich um gleichgültige Dinge, man muß ja sprechen, der Dienerschaft halber. Nach Tisch wird der Kaffee auf der Veranda serviert, Herbert raucht dazu eine Zigarre und liest die Zeitung, indes Marianne einige Augenblicke in irgend einer Zeitschrift blättert, um sich dann bald zurückzuziehen. Heute weilt sie länger als gewöhnlich; die Hände im Schoß gefaltet, scheint sie sinnend in die üppige Blumenpracht des Gartens hinab. Sie hat nicht bemerkt, daß ihr Gatte über seine Zeitung hinweg sie mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet, — so schreut sie denn fast zusammen, als er sie anredet.

„Marianne, ich freue mich, daß du mir heute ein wenig länger Gesellschaft leistest. Wenn du dich nur entschließen könntest, mir auch ein wenig Anteilnahme an deinem Leben zu vergönnen!“

„Ich möchte dich um etwas bitten, Herbert! Die Frau des Schuhstellers Fehrman war sehr lange krank; die Leute sind infolgedessen sehr zurückgekommen und bedürfen einer größeren Unterstützung, um wieder flott zu werden. Würdest du mir eine größere Geldsumme für sie geben können?“

Es ist die erste Bitte, die sie vorbringt, und besäße Herbert weibliche Schaulheit, so würde er sich die augenblickliche weiche Stimmung seiner Frau zu Nutze gemacht haben. So aber verbietet ihn nur die Art

und Weise, wie sie für ihre Schützlinge eintritt, ohne von seiner Bitte die geringste Notiz zu nehmen.

„Du kannst doch uneingeschränkt über die Kasse verfügen, Marianne, es ist ja dein eigenes Geld, von dem wir hier leben.“ Ein kalter, abweichender Zug tritt sofort an Stelle der sinnenden Weichheit:

„Ich glaube kaum, Herbert, daß du ein Recht zu solchen Worten hast. Ich gab dir meines Wissens wenigstens nie Veranlassung dazu.“

Nun es zu spät ist, sieht Herbert seinen Fehler ein. „Verzeih“, Marianne, ich habe dir weh' getan und wollte es, weiß Gott, ganz gewiß nicht. Warum aber interessieren all die andern Leute dich ungleich mehr als deines eigenen Gatten Wünsche und Gefühle?“

„Ich wüßte nicht, daß wir in unsern Wünschen und Gefühlen etwas Gemeinsames hätten, Herbert. Die Leute aber interessieren mich, weil sie arm und hilfsbedürftig sind. Kannst du mir das gewünschte Geld geben?“

Schweigend reicht er ihr den Kassenschlüssel hin, doch sie zögert, ihn zu nehmen.

„Willst du mir das Geld nicht lieber selbst geben?“

Herbert springt auf, ganz dicht tritt er vor Marianne hin, so dicht, daß sein Atem ihre Wangen streift.

„Marianne, warum tust du das? Soll deine Großmutter mich ersticken?“

Kühl erwidert sie seinen leidenschaftlich auflodernden Blick: „Ich verstehe dich nicht, Herbert!“

Da geht er ohne ein weiteres Wort hinaus in sein Zimmer, um nach kurzer Zeit mit einer ziemlich großen Geldsumme zurückzukehren, die er schweigend vor Marianne hinlegt.



Auf den Spuren der Russen:

Eine von russischen Soldaten durch Brandlegung bis auf die Umfassungsmauern vollkommen vernichtete Maschinenfabrik bei Bresch-Atowoff.

„Ich danke dir, Herbert!“
 Er beachtet ihre Worte nicht, sondern fährt anscheinend in seiner unterbrochenen Letztüre fort. Marianne aber geht leise hinaus, froh, daß sie ihren Schülern so wirksame Hilfe bringen kann.

Wenige Tage später sind die Markittener Herrschaften auf Buchen zu einem einfachen Abendbrot geladen. Es ist das erstmal, daß Marianne und Konstanze eine gemeinsame Ausfahrt machen. Es ist ein wunderschöner, stiller Abend; im offenen Landauer fährt man durch die reichen, schnittreife Acker Markittens. Herbert zeigt seiner Gattin die Wälder und Felder, die zum Gute gehören. Mit ruhiger Höflichkeit hört sie seinen Auseinandersetzungen zu. Das spöttische Lächeln um Konstanzens Lippen vermag sie nicht im geringsten zu beirren. An Markitten anschließend kommt man in Buchener Gebiet.

„Nun werden deine Erörterungen doch wohl aufhören Herbert oder hast du die Absicht, uns agrarische Vorträge zu halten?“ bemerkte Konstanze gereizt.

„Ich bedaure, wenn ich dich gelangweilt habe, Konstanze, ich setze voraus, daß es dich interessieren würde, etwas über die Bodenverhältnisse des Gutes zu hören, das dir doch auch so lange Jahre Heimat gewesen. Du bist doch auch ein Agrarierkind, verleugnest du deine Abstammung denn ganz?“

Konstanzens Augen sprühten.

„Meine Abstammung verleugnen? Ich, eine Gräfin Waderott? Ich wüßte nicht, was mich dazu veranlassen sollte. Das will ich lieber denjenigen überlassen, die weniger Grund haben, auf ihre Abstammung stolz zu sein.“

Die letzten Worte sprach sie mit unverkennbarer Anzüglichkeit, so daß auch weniger feine empfindende Menschen als Herbert und Marianne ihnen die richtige Deutung geben konnten. Herbert war sehr rot geworden, doch in Mariannens Antlitz veränderte sich kein Zug, als sie ruhig erwiderte: „Wer seine Abstammung verleugnet, bezeichnet sich selbst als einen Feigling. Nicht die Abstammung ist es, die dem Menschen seinen Wert verleiht, sondern die Art und Weise, die er aus sich selbst macht. Keine Abstammung, selbst nicht die höchste, kann einen Mangel von innerer Seele nehmen, der ihr durch unser Tun und Lassen anhaftet; hingegen kann auch die niedrigste Abstammung uns nicht hindern, den Geistesflug hinaufzunehmen, zur höchsten Höhe, die dem Menschen erreichbar ist.“

Konstanze biß sich ärgerlich auf die Lippen, sie fühlte sich durch Mariannens Antwort geschlagen. Herbert aber blickte mit seinem Spottlächeln zu Konstanze hinüber; er freute sich offenbar, daß seine Frau es verstand, Konstanzens boshafte Anspielungen zu parieren.

Schon bog der Wagen in die breite Kastanienallee ein, die vor der Rampe des Buchener Schlosses mündet. Baron Dagobert stand schon auf der Treppe, die Gäste zu bewillkommen. Baron Dagobert ist ein stattlicher, blonder Agrarier, der echte Typus unverfälschten Landjunkerturns, aber in den feingeschnittenen Zügen jenes undefinierbare Etwas, das auch dem unberufenen Auge sofort den Aristokraten von Geburt verrät. Als der Wagen mit elegantem Schwung vor der Freitreppe hält, öffnet sich die breite Glastür, die in die Vorhalle führt, und eine gertenklante Windergestalt in schlachtem, weißen Kleide saust wie ein Wirbelwind an dem verblüfften Baron vorüber die Treppe hinab.

„Willkommen in Buchen, liebste, beste Baronin!“ rief Grete Destow voll Eifer, „wie freue ich mich auf den vergnügten Abend!“

Baron Dagobert lacht herzlich, nachdem er seiner Verblüffung Herr geworden.

„Na, Grete, Wilbfang, hast du aber eine Art, deine Freunde zu bewillkommen. Du kannst dich übrigens freuen, Herbert, daß Grete eine Bieder der holden Weiblichkeit ist, du könntest sonst allen Grund haben, eifersüchtig zu werden, denn Grete

schwärmt geradezu für deine Frau Gemahlin. Doch nun ebenfalls willkommen in Buchen, meine Herrschaften. Schließe mich der Freude meiner Schwester an, verehrte gnädige Frau, wenn auch nicht so stürmisch.“

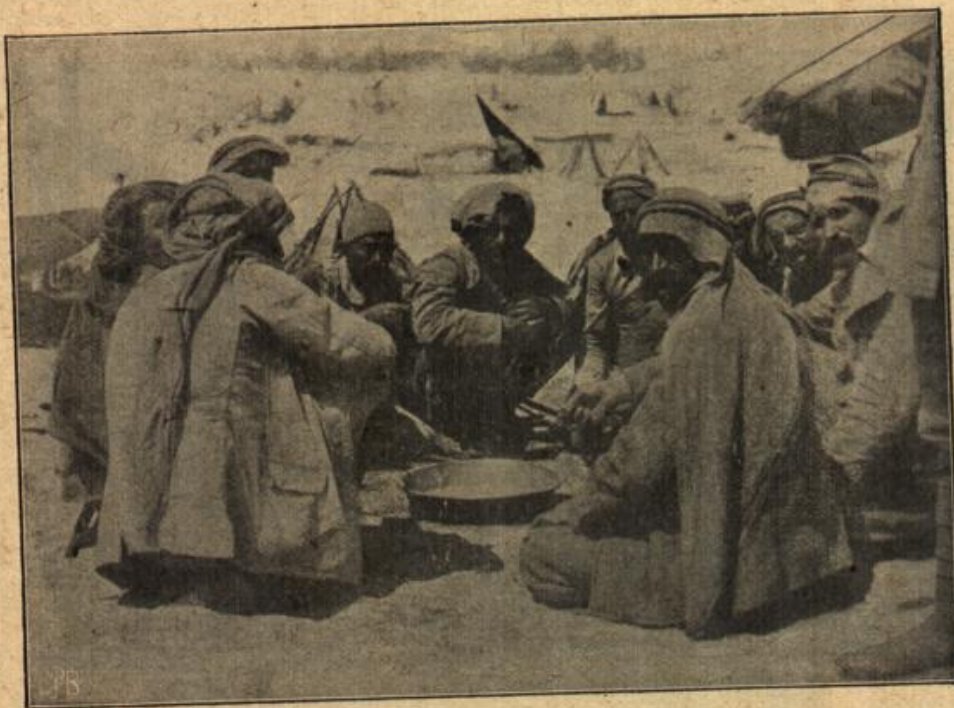
Marianne lächelt, der herzliche Empfang tut ihr wohl, er schmeichelt ihr aber auch ein wenig, zumal sie sieht, wie Konstanze vor Aerger blaß geworden ist. Sie müßte ja keine Frau sein, wollte sie sich von solcher echt weiblichen Eitelkeit freisprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Edle Rache.

Nach dem Leben skizziert von Elisabeth Königshofen.
 (Nachdruck verboten.)

Es war ein einsames, tiefverschneites Dorf im Harz. Sommer wie Winter ein gleich reizendes Nestchen; so manches Jahr der Schau- und Tummelplatz fröhlichen Wintersports. Und im Sommer beherbergt es auch der Gäste viele, läßt es sich doch im



Türkische Soldaten bei der Mahlzeit.

trauten Ort, zwischen malerisch gelegenen Bergen und schattigen Wäldern sehr wohl sein.

Bereinzelt weilte auch in diesem Jahre der eine oder andere dort, den geliebten Sport zu pflegen. Doch sind die meisten Hotels und Erholungshäuser den tapferen, nun verwundeten Kriegerern eingeräumt. Zwar nur selten wird die Heimkehr eines Schwerverwundeten an der einsam gelegenen Bahnstraße unterbrochen; meist sind es dort weilende Genesende, welche zur endgültigen Stärkung in die Berge geschickt sind.

Im alten Doktorhause, das seit Beginn des Krieges von seiner Besitzerin dem Roten Kreuze freudig und selbstlos zur Verfügung gestellt wurde, erwartete man auch, telephonisch benachrichtigt, neue Gäste.

Fräulein Margarete Urbani, des Hauses Herrin, saß in ihrem stillen, laudigen Gemach, dem einzigen, das ihr verblieb. Neue Kraft sammelte sie zum frisch beginnenden Liebeswerk. Sie fürchtete schon, da die meisten ihrer Obhut vertrauten, gesund und froh, neu in Leben und Kampf zogen, möchte die alte Einsamkeit wieder über sie kommen. O, wie sehr öde und unausgefüllt war ihr Leben vor dem Kriege. Die Eltern waren schon lange tot, die Praxis des Vaters hatte ein jung verheirateter Arzt im Dorf übernommen.

Wohl schien ein Lenz, sonnig und schön, auch in ihr Herz — auch sie hatte wonneschauernd und überselig — gestanden in des Lebens Mai, — da sie, zwanzigjährig, des Sommers schönst erblühte Rose war. Vertrauens- und kindlich rein, hatte sich ihr kaum erschlossener Liebreiz dem um sie werbenden Manne aufgetan. Die köstlichsten und edelsten Blüten eines echten deutschen Frauenherzens wurden dem Geliebten in heißem Werden als schönster Lohn.

Rauhreif fiel auf die schüchtern zarten Blumen einer echten schönen Reigung, aufgeblüht in stiller Waldeinsamkeit.

Draußen im Weltgetriebe vergaß „Er“ bald das reizende Sommeridyll — und ein stilles wartendes Märchenkind — über dem feurigen Blick und Lachen einer leichtlebigen Kokette.

Da zog auch in ein bis dahin sich sehndes, vertrauendes warmes Mädchenherz der eiserne Winter ein und legte all die Wunder der Liebe in Todes Schlaf.

Doch bei jedem wiedertretenden Sommer, dessen lachende Schönheit einst den Bräutigam ins weltferne Harzdorf lodte, zuckte die tiefe Wunde der Erinnerung. Aber die alles heilende Zeit lehrte auch hier Vergessen. — Dann kam der Krieg und mit ihm reiche volle Tätigkeit für so manches an Liebe und Güte reiche Frauengemüt. Reich, überreich, war auch ihr Leben ge-

Die Wälder schienen zu schreien, als ob sie den Kampf der Helden bezeugen wollten. Ein Schütze bespannt mit feurigen Mäppchen gleitet über die Landstraße dahin. Der Anblick ist den Dörflern längst vertraut. Und doch war es in diesem Jahre so ganz anders. Zwar lehrte auch jetzt ein schon oft geheimer Winter-Sportler ein, bekannt und beliebt durch seine sprühende Jugendlust und glänzenden Erfolge. Doch diesmal winkte er nicht frohlockend auf saugender Fahrt den freundlich Grüßenden zu — langsam und sachte gingen die klugen Pferde ihren Weg. Der, den sie brachten, lag still und bleich, sorgsam in warme Decken eingehüllt. Auch jetzt ist er ein Held. Doch pflückte er die Vorbeeren nicht als Sieger in der Schnee- und Eisregion, sondern auf blutiger Walfahrt.

Bald meldete man Schwester Margarete den neuangekommenen Transport. Sechs Leichtverwundete und ein Offizier der Reserve, dessen Zustand sich unvermutet auf der Reise so verschlimmerte, daß man vor der Weiterreise bangte. Schnell waren alle versorgt, doch Herrn Oberleutnant Erich Brenker weiß man nicht zu beruhigen. Auf der ganzen Fahrt hatte er teilnahmslos, fast ohne Besinnung, gelegen, doch als man ihn durch die mit Vorbeeren und Efeu bestandene Vorhalle trug, hat er kurz und grübelnd aufgeschaut — dann auf dem Lager sich unruhig hin und her gewendet.

Schwester Margarete wurde zu ihm gerufen; kaum hat sie einen Blick auf den Schwerleidenden geworfen, da zuckt's in bitterem Weh durchs wildklopfende Herz. Narret sie ein Spuk? — Nein, es war Wirklichkeit! Vor ihr lag derjenige, der sie auf des Lebens sonnigste Höhe führte, und dann — als sie gläubig hoffen durfte, er bliebe ihr Kamerad und Führer durchs Sonnenland — da ließ er sie auf einem dunklen, einsamen Weg allein.

All das grausame Weh zuckte nochmals blitzartig an ihrem Geist vorüber. Schon wendete ihr Fuß, sie wollte enteilen, ehe er sie erkannte.

Da schlug der Kranke die Augen auf: „Margarete!“ tönte es klar und deutlich durch den Raum. Verlangend hoben sich die Arme nach der erstarrten Gestalt am Schmerzenslager — doch dann nahm die Schwäche überhand und bald lag er in schwerem Schlafe.

Da trat der Arzt ein und winkte Fräulein Urbani, ihm in die abseits gelegene Fensternische zu folgen. Dort machte er sie mit der Natur des Leidens des ihr Anvertrauten bekannt, denn daß Schwester Margarete diesen Schwerkranken mal wieder dem Tode abringen mußte, war selbstverständlich. „Nur Ihnen vertraue ich das kostbare Leben dieses tapferen Helden an,“ so schloß der Arzt seine Ausführungen; er wußte, war Rettung möglich, so gelang sie der bewährten Pflege des Arztkindes.

Schwester Margarete nahm ihre ganze Kraft zusammen, um nicht zu zeigen, wie es um sie stand, schweigend nickte sie Gewährung und als bald darauf Doktor Bender abberufen wurde, ließ auch sie sich durch eine andere vertreten.

Drinnen im stillen Gemach rang ein armes stolzes Weib den schwersten Kampf: Wer wird siegen? — Ein böser Dämon raunte ja vernehmlich: Jetzt launst du dich rächen für deine zerstörte Jugend. Kümmer dich nicht um den Kranken. Willst du ihn retten für eine andere? — Aber dann klang es in leisem sanften Mahnen, als hätte es der Erlöser selbst gesprochen: Mein ist die Rache!

Als Siegerin ging Margarete an ihr Liebeswerk. — Schwere Tage und Wochen kamen für die treue Pflegerin, am schwersten aber für ihr tieferschüttertes Herz.

Dem bleichen Mann im weißen Vinnenbett war Krieg und Kampf entwichen. Eine andere ideal schöne Welt tat sich dem fiebernden Träumer auf — er wandelte an der Seite der Geliebten blumige Pfade, er saß wieder frohlockend an ihrer Seite, da sie strahlenden Auges mit dem Freunde im kleinen Schlitten durch den glitzernden demantbestreuten Märchenwald

ein heller sonniger Morgen und sein goldiger Strahl wehte Erich Brenker zum irdischen Leben. Seine Augen suchten die treue Pflegerin, die sich seit dem Erwachen sehnst.

Doktor Bender, ein erfahrener Menschkenner, hatte längst begriffen, was in den Herzen der beiden vorging. Er verstand auch den bittenden Blick des kranken Offiziers. Bald hat er Schwester Margarete ans Leidenslager gerufen und dann läßt er die beiden allein.

Verzeihung heischend, senkte sich Erichs Blick heißlehnend in das stille Auge Margaretes. Dann klang es von seinen Lippen leise und innig: „Habe Dank, du Edle, für alle Barmherzigkeit. Margarete, glaub' es mir, du bist gerächt! Damals erkannte ich nicht das seltene Kleinod, das mir in deiner Liebe zu eigen war. Einem leichtlebigen Weltkinde und seinem äußeren Schimmer jagte ich nach — um dann bald, lachenden Mundes, von ihr verraten zu werden. — Deine milde Güte erkannte ich erst, da ich dich verloren hatte. Dich, die Verlorene — und doch immer Ersehnte, durfte ich wiedersehen — o Margarete! Gott ist gut.“

Längst war Schwester Margarete am Lager niedergefunken,

den dunklen Kopf in die bebenden Hände geschniegt. Gekränkte Liebe, Schmerz um das Verlorene bäumten nochmals mächtig auf. Dann erhob sie sich und drückte einen innigen Kuß auf die Stirn des Leidenden. Seltsames Lächeln breitete sich über sein Antlitz. Sanfte ver söhnende Worte kamen von der wieder gefundenen Freundin Lippen und legten sich wie lindernder Balsam auf ein todwundes Herz. Des jungen Offiziers Hände umschlossen die weichen sorgenden seiner Nettein aus aller Dual. —

Langsam fielen dem Müden die Augen zu — er entschlief — um in einer anderen Welt den besten Lohn für sein Heldentum zu empfangen.

Und leise — ganz leise, drückte Margarete einen letzten Kuß auf des Geliebten Mund. „Lebewohl,

mein Held! Im Tode bist du doch noch mein geworden. Nun bist du mein auf ewig. Auch ich will weiter kämpfen und opfern im Dienst des Vaterlandes. Dann wollen wir einst ein frohes Wiedersehen feiern.

Und du, Ewiger, lohne dem edlen Kämpfer sein Heldentum, lohne ihm sein schönes Sterben, mit seligen Freunden!“

Sprüche.

Lieg' ich einst an jener Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt,
Sinkt des Pulses Abschieds-Welle,
Schweigt der Odem und entschwimmt:
Send' erbarmend Fried und Ruh'
Aus dem Himmel dann mir zu,
Daß an dich, Verführer, heste,
Sterbend ich die letzten Kräfte!

Nicht im Tod erst, weil mein Leben
Noch in regen Stunden kreist,
Will ich weihend übergeben
Deinen Händen meinen Geist:
Ihm, dem Funken deines Licht's,
G'nüge nicht der Erde Nichts;
Ach, schon hier, auf Sehnsuchtschwingen
Mö' empor er heimwärts dringen!

Christian Graf von Stolberg.

Die Begeisterung für ein würdiges Ziel stärkt die Kräfte und erleichtert die Erfolge; sie hebt, wenn sie echt und wahr ist, andere Kräfte für das gleiche Wirken. Ihr Gegenteil ist die Schwärmerei, jene fieberhafte Hitze, die sich für Irrtümer entzündet.

Adolf Freiherr v. Knigge.



Bulgarische schwere Artillerie bei einer Übung.

Der Heimat fern,
Und dann nur meine Sehnsucht sagen
Dem Abendstern! — —
Mit ihm noch einmal möcht' ich wandern ins Heimmattal,
Die Lieben mein noch einmal sehen, ach, nur ein einzig, einzig
Mit ihnen tauschen noch einen Blick,
Noch einmal schauen mein stilles Glück! . . .
Und dann zurück in die wildeste Schlacht —
Und kämpfen, ja kämpfen bei Tag und Nacht
Und siegen, daß endlich Frieden werde
Meiner teuren, heiligen Heimaterde! — —

Toni Schreiber.

Die fürstliche Gabe.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages, als Ihre Hoheit, die Fürstin, gerade nichts Besseres zu tun hatte, besann sie sich, daß sie eine echte Russin und gute Patriotin sei, ließ anspannen und befahl, nach dem Spital zu den Verwundeten gefahren zu werden.

Dort sah sie viel Elend und großen Jammer, so daß ihr Herz in seinem Innersten von einem heißen Mitleid ergriffen wurde.

Während zwei dicke Tränen in ihren Augen standen, ging sie von Bett zu Bett, betrachtete die blassen, eingefallenen Gesichter der Soldaten, lächelte wehmütig-herzlich, versuchte einige Worte des Trostes und streichelte einem Muschil, der das Augenlicht verloren hatte, sogar die unförmige, schwielige Hand.

Brave Leute, dachte sie, während sie wieder in ihren Wagen stieg, um nach Hause zu fahren, man muß etwas tun, um ihnen eine Freude zu bereiten."

Und ohne zu zögern — denn Ihre Hoheit waren vergeblich — wandte sie sich an ihren Gatten, den Fürsten, mit der Bitte, er möge dem Spital für die armen Verwundeten sogleich einen ansehnlichen Betrag zugehen lassen.

Der Fürst lächelte sie auf die schönen Augen, drückte ihre edle Hand und sagte voll Zärtlichkeit: "Gewiß doch, mein Engel! Ganz wie du befehlst!"

Was ist ein ansehnlicher Betrag?

Für einen Menschen von der Art des Fürsten mag das eine Million sein. Für einen armen Muschil aber, der verwundet und hilflos im Spital liegt, ist das zweifellos schon ein Rubel. Ein einziger Rubel!

Der Fürst freilich war ein Mann, dessen Charakter eine gewisse Großzügigkeit eigen war. Außerdem aber liebte er seine Gattin über alles, und Wünsche, die sie äußerte, waren ihm Befehle.

Deshalb rief er seinen Sekretär herbei, übergab ihm fünf einzelne Scheine und sagte: "Simon Simonitsch, zählen Sie hier das Geld nach. Wieviel ist es?"

"Fünfstausend Rubel, Hoheit."

"Ganz richtig, fünfstausend Rubel. Eine schöne Summe Geldes, wie?"

"Eine schöne Summe Geldes," pflichtete der Sekretär devotest bei, "in der Tat!"

Der Fürst machte eine große Geste. "Nichtsdestoweniger Simon Simonitsch, werden Sie diese Summe nehmen, um sie

Der Sekretär verbeugte sich sehr tief.
"Denn," fuhr der Fürst sehr höflichvoll fort, "die Fürstin war von dem, was sie im Spital gesehen hat, so erschüttert, daß sie, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, zu diesem edlen Auswege einer milden Gabe griff."

Der Sekretär verbeugte sich noch tiefer.

"Hier nehmen Sie also," sagte der Fürst.
Und Simon Simonitsch nahm.

Simon Simonitsch nahm, weil das Nehmen eine der ausgeprägtesten Eigenschaften seines Charakters war.

Aber er nahm immerhin nur dreitausend Rubel, während er den Rest jenem Zwede zuzuführen gedachte, den auch er als echter Russe und guter Patriot für einen edlen hielt.

Er stieg also in eine Droschke und ließ sich zu dem Direktor des Sanitätswesens und der Verwundetenpflege fahren und übergab diesem die Summe von zweitausend Rubel, mit der Beifugung, sie als ein Geschenk der Fürstin für die Verwundeten zu betrachten.

Der Direktor, ein Mann von stattlichem Aussehen, mit schwarzem Vollbart und goldenen Augengläsern, betrachtete sie und ihr Anblick trieb ihm zwei Tränen in die Augen.

Er drückte dem Sekretär gerührt die Hand.

"Euer Wohlgebornen," sagte er, "bestellen Sie Ihrer Hoheit, der Fürstin, daß meine arme Verwundeten ihr danken lassen! Aus tiefstem Herzen! Viele tausend Male!"

Und er nahm sein Taschentuch, wischte sich die feuchten Augen, nickte dem sich verabschiedenden Sekretär bewegt zu und verschloß die zwei Tausenderbanknoten sorgfältig in seinem Schreibtisch.

Wer nun glaubt, daß die zweitausend Rubel in diesem Schubfach des Schreibtisches nie mehr das Licht der Welt erblickt hätten, täuscht sich in dem Grade jener Ehrlichkeit, die dem Direktor zu eigen war.

Gewiß, dieser würde keinen Augenblick gezögert haben, die erhaltene Summe zu unterschlagen, wenn sie für einen weniger edlen Zweck bestimmt gewesen wäre.

Aber das Geld, das den armen, braven, verwundeten Muschil gehörte?

Niemals!

Im Gegenteil, er rief schleunigst durch das Telephon den Verwalter des betreffenden Spitals zu sich, legte ein Päckchen Banknoten auf den Tisch, lächelte und sagte: "Belieben Sie zu zählen!"

Der Verwalter gehorchte.

"Fünfhundert Rubel," sagte er dann.

"Fünfhundert Rubel, sehr richtig," bestätigte der Direktor. Und indem er plötzlich seine ganze Gestalt straff spannte, die Stirn in ernste Falten legte, und nicht ohne Größe seinen schönen, schwarzen Vollbart strich, maß er den Verwalter hoheitsvoll durch die goldenen Gläser und sagte: "Diese Summe, mein Lieber, ist das Geschenk einer Fürstin! Nehmen Sie sie. Und verteilen Sie sie unter die armen Verwundeten Ihres Spitals!"

Der Verwalter war abwechselnd blaß und rot im Gesicht geworden, denn solche Geschenke erhielt er nicht alle Tage.

Mit zitternden Händen griff er zu.

"Ich erlaube mir, Euer Hochwohlgebornen devotest zu danken!" flüsterte er.

Der Direktor lächelte, strich sich erneut seinen schönen Bar und nickte nachlässig mit dem Kopfe.



Bulgarische Regimente, feldmarschmäßig ausgerüstet und zum Ausmarsch geschmückt auf dem Hauptplatz in Sofia.

Der Verwalter freilich war weniger ehrlich, denn der innere Kampf, den er auszufechten hatte, wogte längere Zeit unentschieden hin und her.

„Wieviel stehle ich?“ fragte in ihm der russische Beamte.

„Tölpel, stiehl alles!“ antwortete der böse Geist.

„Nein, lasse einen Teil den verwundeten Russen!“ mahnte das patriotische Gewissen.

Und es kann nicht verschwiegen werden, daß das patriotische Gewissen schließlich doch den Sieg davontrug.

Der Verwalter nämlich trennte, da genau fünfzig Verwundete in seinem Spital lagen, von den erhaltenen fünfhundert Rubeln fünfzig Rubel ab und verteilte sie an die einzelnen Leute, so daß ein jeder Soldat einen Rubel erhielt.

Der Verwalter hielt aus diesem Anlaß eine kleine patriotische Rede.

„So seht Ihr, Kinder,“ schloß er diese Rede, „daß Mütterchen Rußland unser aller zur richtigen Zeit stets gedenkt!“

Ungefährliche Berg- und Gletscherpartien.

Eine Reise Skizze von Augustin Berger.

(Nachdruck verboten.)

Manche Leute schwärmen für schöne Kleider, andere für gutes Essen, wieder andere fahren für ihr Leben gerne im Auto und meine Leidenschaft ist das Reisen im Gebirge. „Ja, das wäre allerdings schön,“ wird mancher sagen, — „wenn es nur nicht so mühsam und schließlich auch gefährlich wäre, — man bekommt ja in der Reisezeit kaum eine Zeitung in die Hand, in welcher nicht über Abstürze von Bergtraktoren berichtet wird.“ Gemach, mein lieber Leser, meine heutige Blanderei richtet sich nicht an tollkühne Bergsteiger, sie soll von den großartigsten Berg- und Gletscherpartien berichten, die ohne jegliche Anstrengung und mit aller Bequemlichkeit ausgeführt werden können. Man braucht nur etwas Geld in seinen Beutel zu tun, aber lange nicht so viel, wie wenn man unter Begleitung von Bergführern schwierige Bergbesteigungen unternimmt.

Willst du mich, freundlicher Leser, auf einige mit Recht so beliebten gefahrlosen Bergtouren begleiten? Dann los!

Das Dampfboot führte mich — es war vor einigen Jahren — über Zürich, Bern, Lausanne nach Genf. Von hier aus wollte ich zuerst dem größten und mächtigsten Bergriesen Europas, dem Mont Blanc, meine Aufmerksamkeit machen. Mit der französischen Bahn, die von Genf ausgeht, erreicht man in wenigen Stunden das liebliche Chamoni, den Sammelplatz einer wahrhaft inter-



Zur Wiederberufung General Kuropatkins.
Dem seinerzeit in Ungnade gefallenen russischen General Kuropatkin wurde das Kommando einer Armee übertragen.

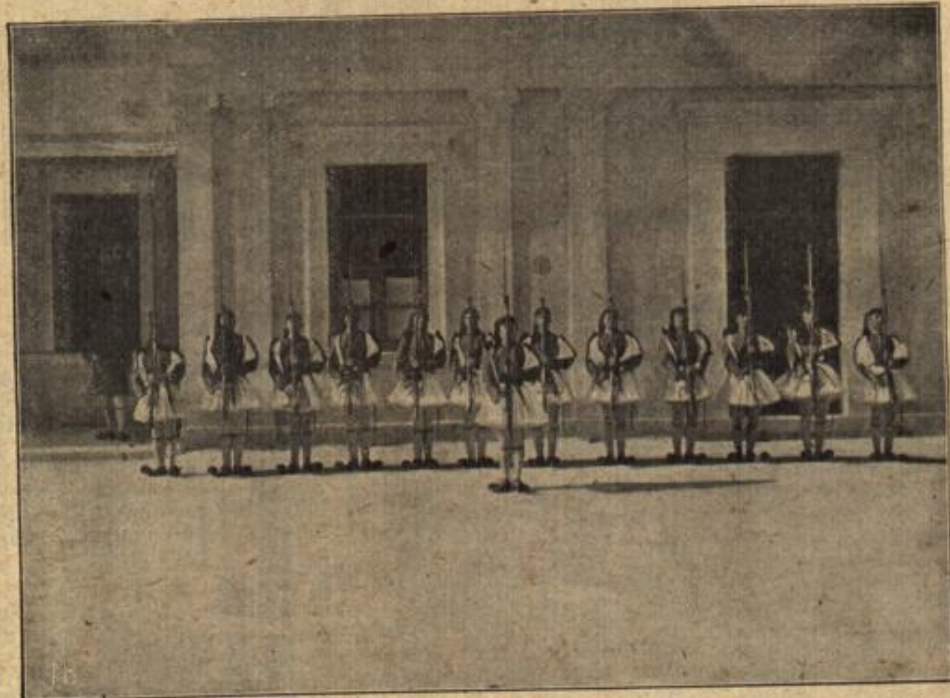
eingeschlossen von den eigentümlich geformten, spitzadigen Bergriesen der Montblancgruppe, der Aiguille du Dru, der Aiguille de Charmaz, der Aiguille du Plan, der Aiguille du Midi im Vordergrund und den Grandes Joranes im Hintergrund, während der eigentliche Montblancgipfel hier nicht zu sehen ist.

Bewundernd, stumm und staunend steht man hier still vor diesen Riesentündern der Natur, die leider an dem Nachmittag meines Besuches nicht gleichzeitig, sondern nur abwechselnd zu sehen waren, da sich öfters dicke Wolkenmassen dazwischen schoben.

Von der Felsplatte von Mont Anvers führt ein schmaler, ziemlich steiler Fußweg in etwa zehn Minuten hinunter auf die Eismassen des Gletschers, und man kann in Begleitung eines Führers oder bei guter Ausrüstung mit Bergschuhen und Bergstock auch allein einen Gang auf den glatten Eismassen unternehmen und in die Tiefen der azurblauen Gletscherpalten hinabschauen.

Das Dampfboot führt dann den Besucher in glatter Fahrt wieder zurück aus Eis und Schnee in die lieblichen grünen Matten des Chamoni. Am folgenden Tage hatte sich die ganze Montblancgruppe in dichten Nebel gehüllt, so daß von den Bergen keine Spur zu sehen war. Geduldig wartete ich mit mehreren Reisefreunden bis zum Abend und plötzlich, gegen sechs Uhr, erhob sich ein Wind und streifte in kurzer Zeit die dicke Wolkendecke weg, so daß eine Kuppe nach der andern in ihrem schneeigen Kleide sichtbar wurde, und bald lag die ganze Gruppe, bestrahlt von goldenem Abendsonnenschein in unverhüllter Pracht da.

(Schluß folgt.)



Die griechische Leibgarde vor dem Schloß zu Athen.

Die griechische Leibgarde vor dem Schloß zu Athen.

Sprüche.

Zwei Dinge lern' geduldig tragen:
Dein eigen Leid, der andern Klagen.

Wenn du ein Herz gefunden
Das treu mit dir es meint
In gut und bösen Stunden:
Bleib' eng mit ihm vereint.
Hörst du's an deinem schlagen,
Nicht Schöneres hast du je,
Auf Händen muß du's tragen
Und nimmer tu' ihm weh.
Heut' darfst du's dein noch nennen,
Was du in ihm umfaßt,
Willst du's zu spät erkennen,
Was du verloren hast?

Verstehe es, in rechter Weise abzuschlagen.
Ein vergoldetes Rein
befriedigt oft mehr
als ein spitziges Ja.

Die Spurweite der Eisenbahnen. Die Eisenbahnen auf dem Festland, soweit sie Vollbahnen sind, haben im allgemeinen dieselbe Spurweite. Das Maß derselben ist weniger durch seine Zweckmäßigkeit bedingt, als vielmehr die notwendige Folge einer geschichtlichen Entwicklung. Wird heute eine Eisenbahn gebaut, so wird man natürlich die Spur wählen, die bereits gebräuchlich ist, denn man verlangt doch, daß die eigenen Fahrzeuge auch nach Bedarf auf andere Strecken übergehen können — und umgekehrt. So erbt und erbt sich ein Zustand fort, der vielleicht nicht ganz bequem ist. Der verhältnismäßig geringe Abstand der Schienen, den man vielleicht heute etwas größer wählen würde, stammt eben aus den Kindertagen der Eisenbahnen, und man hat daran festgehalten, weil jedes andere System sofort befürchtet haben müßte, sich zu isolieren. — Bei abgeschlossenen Eisenbahnorganismen, z. B. auf Inseln, wie Sizilien und Irland, kann man sich natürlich von der Tradition freimachen und die Spurweite wählen, wie man eben will. In Europa hat bekanntlich Rußland bedeutend breitere Gleise als die anderen Länder. Wohl absichtlich, damit dadurch feindlichen Zügen der Weg verschlossen bliebe. — Uebrigens fehlt es durchaus nicht an Mitteln, mit einem Eisenbahnzug auf ein fremdes System überzugehen. Ist das Gleis sehr breit, so wird einfach eine dritte Schiene dazwischen gelegt: auf ihr und der gegenüberliegenden fährt dann der Zug. Da Oberbau und Bohlen vorhanden sind, ist die dritte Schiene schnell gelegt und wird auch nicht ausführlich befestigt zu werden brauchen, wenn man nicht gerade mit Schnellzugsgeschwindigkeit zu fahren beabsichtigt, sondern wenn es nur gilt, mit dem Zuge auf einer derartigen Strecke vorzudringen. Dann hat man Wagen und Maschinen mit verstellbaren Achsen erbaut.

Wenn ein Kleinbahnwagen auf einer Vollbahn befördert werden soll, so ladet man ihn eben einfach auf eine große Lore als Frachtgut auf. Umgekehrt hat man auch feste und starke Kleinbahnwagen gebaut, die auf die Eisenbahnwagen gesetzt werden können. Man hat dadurch beim Uebergang das Umladen erspart und dafür das Umladen des ganzen Wagens eingetauscht, was durch zweckmäßige Vorrichtungen verhältnismäßig einfach zu bewerkstelligen war.

Grundlose Befürchtung. Köchin: „Daß gerade heute, wo ich meinen Ausgang habe, so ein dummes Stück im Theater gespielt wird: „Die Hermannschlacht!“ Das verdammte Geschiesse kann ich in den Tod nicht hören!“

Pfiffig. „Was? Euren Amtmann, der euch immer nur schindet und grob behandelt,

Untertänig. Geheimrat: „Ach, mein Gott, nun sind Sie gar die Treppe heruntergefallen!“ — Diätar: „O, das tut gar nichts, Herr Geheimrat: ich hätte ja doch runter müssen!“

Ausgeschlossen. Polizei-Kommissar: „Sie glauben also, Frau Drachmeyer, daß die angeschwemmte Leiche die Ihres verschwundenen Mannes sei?“ — „Jawohl, Herr Kommissar, die Beschreibung paßt ziemlich.“ — „In den Taschen wurden ein leeres, braunes Portemonnaie, ein Hausschlüssel, ein . . .“ — „Ein Hausschlüssel? Ne, Herr Kommissar, dann ist er's doch nicht!“

Freundinnen. „Eise, ich möchte meinem Bräutigam zum Geburtstage mal eine wirkliche Ueberraschung bereiten. Was tu' ich da wohl am besten?“ — „Ach, verrat' ihm doch mal dein wirkliches Alter!“

Aus der Großstadt.

Hausherr: „Hast du alle notiert, die zu unserer Gesellschaft eingeladen werden?“

— Frau: „Jawohl.“

— Hausherr: „Es sind doch nur Leute aus den besten Kreisen?“

— Frau: „Selbstverständlich.“

— Hausherr (die Liste durchsehend): „Ist die Liste jetzt vollständig?“

— Frau: „Ja, nur die beiden Detektivs, welche aufzupassen haben, daß nichts gestohlen wird, habe ich nicht notiert.“

Schlau. Schnorrer (zum Bankier): „Herr Meier, Sie haben mir vor alle Leute genannt 'n Betrüger; kostet vorm Schädge hehn Toler!“

— Meier: „Haist 'n Unfuss! Werd' ich dir geben fünf Toler.“

— Schnorrer: „Nu, wie haist fünf Toler! Geben Sie hehn und schimpfen Sie noch mal.“

Vorsicht. Richter: „Wie alt sind Sie?“

— Zeugin: „Das überlasse ich ganz dem Ermessen des hohen Gerichtshofes.“

Selbstverständlich. Gattin: „Denke dir: gleich der erste Gut, den mir die Putzmacherin vorlegte, geriet mir; den habe ich auch gekauft!“ — „Trotzdem bist du so lange ausgeblieben?“ — „Ja, die anderen achtzig habe ich natürlich auch ausprobiert!“

Rätsel.

Bald, in eilemdem Lauf, verbinden wir
schnell die Getrennten,
Bringen Kunde und Gut sicher von Lande
zu Land. —
Bald doch stehe ich still, bewege mich nur
auf der Stelle,
Denn ein strenges Gesetz strafft mich, ver-
laß ich den Plaz.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Handkorb.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredebeck (Ruhr). Gedruckt und heraus-
gegeben von Bredebeck & Koenen in Essen (Ruhr).



Der englische General Hamilton.

der Oberbefehlshaber der bei Saloniki gelandeten feindlichen Truppen.

wollt ihr zum Abgeordneten wählen?“ — Bauer: „Na ja, da werden wir ihn doch auf einige Zeit los!“

Frech. Hausfrau: „Minna, das nennen Sie Staubwischen?! Hier auf der Tischplatte kann man ja schreiben!“ — Minna: „Na, gnä' Frau, dafür ist es ja auch ein Schreibtisch!“

Berwürfnisse. „Bei dem jungen Ehepaar soll es schon arge Berwürfnisse gegeben haben.“ — „Ja; sie wirft ihm das Trinken vor, und er wirft ihr das Essen nach.“

Nobles Vieh. Wirt (zu einem Gaste, den er beim Schnüren eines Paletes überrascht): „Sie — was machen Sie denn da?“ — „Ach — entschuldigen Sie: ich wollte die Speiseüberreste meinem Hunde mitnehmen.“ — „So — frisst der mit Messer und Gabel?“

In der Versammlung der Arbeitslosen. Strolch: „Also der Mensch hat a Recht auf Arbeit?“ Na, i bin net so recht-haberisch!“

Prolog. „Herr Mondeles haben einen Sohn bekommen?“ — Bankier: „Was weiter? Ein Millionär mehr auf der Welt.“